

das nur daran, daß ich in der Wahl der Spezialisierungen völlig frei war und ebenso gut jede andere hätte wählen können. Nur das Wort „Dreieck“, „Bewegung“ giebt die Allgemeinvorstellung ganz frei von jedem spezialisierenden Zusatz. In ähnlicher Weise wird die Wichtigkeit der Sprache für die Bildung des Urteils entwickelt. Nachdem nun das Resultat eines Denkprozesses einmal in festen sprachlichen Formeln niedergelegt ist, ist es durch das Gesetz der Kraftersparnis geboten, daß wir nicht jedesmal beim Gebrauch der betr. Formeln den ihrer Festsetzung vorausliegenden Gedankengang wiederholen, sondern mit den betr. Formeln als etwas Fertigem arbeiten. Der Gedanke wird in solchem Fall „blinde Gewohnheit“, wird mechanisch angewendet. So zeigt sich, daß der Psittacismus auch den höchsten Arten des Denkens, auch dem wissenschaftlichen Denken nicht fremd ist. Daß diese Ausführungen des Verfassers meist richtig, kaum neu sind, glaube ich zu wissen, obwohl sie die Sprachwissenschaft nur von ferne berühren; daß sie vortrefflich geschrieben sind, sieht jeder.

F. SKUTSCH (Breslau).

O. FLÜGEL. **Neuere Arbeiten über die Gefühle.** *Zeitschr. f. Philos. u. Pädag.* II. Jahrg. Hft. 2. S. 85—107. Hft. 3. S. 165—174. Hft. 4. S. 245—262. Hft. 5. S. 325—346. 1895.

Gegenstand dieses Aufsatzes sind nur die ästhetischen und sittlichen Gefühle; sein Ziel ist der Nachweis, daß diese Gefühle selbständiger Natur, und nicht bloße Verfeinerungen der Selbstsucht sind. Der Titel entspricht insofern nicht ganz dem Inhalte, als Verfasser sich keineswegs bloß referierend verhält, sondern vornehmlich seinen eigenen an HERBART sich engstens anschließenden Standpunkt darlegt, allerdings unter weitgehender Berücksichtigung der einschlägigen, keineswegs immer neuesten Litteratur.

In der Einleitung weist FLÜGEL darauf hin, daß HERBART es vor allem war, der die Psychologie durch Einführung der Analyse und durch den schweren Nachdruck, den er auf die Psychogenese (Völkerpsychologie, Anthropologie der Naturvölker, Pädagogik) legte, zu einer Naturwissenschaft machte. In dieser Beziehung folge der vom Verfasser bekämpfte Evolutionismus den Spuren HERBARTS. Auch letzterer will eine genetische Erklärung des Höheren aus dem Niederen, des Komplexen aus dem Elementaren; nur befolge er hierbei nicht den falschen Satz: *qualis causa talis effectus*. In diesem Irrtum befangen, nehme nämlich der Evolutionist an, daß das Höhere bereits potentiell oder keimartig in dem Niederen enthalten ist, und vermische dadurch den spezifischen Unterschied zwischen beiden.

In Konsequenz dieser Anschauung untersucht daher auch Verfasser zunächst den Verstand der Tiere und unterzieht ROMANES (*Die geistige Entwicklung beim Menschen*. Leipzig 1893) einer scharfen Kritik, dem er Mangel an psychologischem Wissen und Gefallen am Wortstreite vorwirft. Er giebt zu, daß das höhere geistige Leben aus sehr einfachen,

elementaren Vorgängen, den sinnlichen Wahrnehmungen, sich entwickele und letztere bereits bei Tieren sich finden; aber ROMANES schreibe den Tieren zu viel Intelligenz zu, insofern er die Erscheinungen der Assoziation und Reproduktion zu wenig berücksichtige und durch anthropomorphe Deutungen die Kluft zwischen Mensch und Tier zu überbrücken trachte. Allgemeinbegriffe besitze das Tier nicht, wenn auch namentlich an Geschmacks- und Geruchsempfindungen gebundene Gesamteindrücke, die auf mehrere Objekte Anwendung finden. Es sei z. B. völlig verkehrt, dem Tiere eine allgemeine Vorstellung von Eßbarem und Nicht-Eßbarem zuzuschreiben; vielmehr reize jenes die Geschmacks- und Geruchsnerven in angenehmer, dieses in widriger oder in gar keiner merklichen Weise. Auch von einer Fähigkeit der Verallgemeinerung sei bei den Tieren keine Rede, sondern nur von einer Reproduktion nach dem Gesetze der Ähnlichkeit. Noch weniger sei man berechtigt, den Tieren ein Verständnis für Zählen und Kausalität zuzuschreiben. In allen Fällen, wo dieses scheinbar vorliegt, handle es sich in Wirklichkeit um sinnliche Empfindungen oder höchstens um Assoziationsvorgänge, die allerdings die Vorstufen der Kausalität sind, aber sich doch von dieser spezifisch unterscheiden. In gleicher Weise fehlen untrügliche Beweise dafür, daß die Tiere einen Schönheitssinn besitzen. Allenfalls liefse sich dieser noch in Bezug auf Töne annehmen (Singvögel); aber vielleicht wirke auch das Musikalische nicht ästhetisch, sondern nur sinnlich angenehm und aufregend; ein Taktgefühl fehle nach neueren Untersuchungen. Sicherlich läßt sich das Gefallen an glänzenden Gegenständen und grellen Farben sowie das Putzen des Gefieders auf sinnliche Empfindungen und das Befolgen der Signale auf eine Assoziation zwischen Tönen und Bewegungen und auf Nachahmung der Bewegungen anderer Pferde zurückführen. Dem Tiere fehlt die nötige geistige Freiheit und Unabhängigkeit vom Körperlichen, um zu einem ästhetischen Urteil zu gelangen.

Erst nach diesen tierpsychologischen Untersuchungen wendet sich Verfasser dem Menschen zu, um den Ursprung der ästhetischen und sittlichen Gefühle bei diesem zu ermitteln. Er giebt dem Evolutionisten, dessen Streit mit dem Anhänger einer absoluten Moral und Ästhetik oft nur ein Wortstreit ist, zu, daß das Angenehme und Nützliche zuerst den Menschen bestimmte, aber deshalb lasse sich noch nicht das Ästhetische allein aus dem Nützlichkeitsprinzip und das Sittliche aus dem Egoismus erklären. Schon das Schöne in der Natur sei nicht immer nützlich und zweckmässig. Sodann aber würden Völker, welche nur das Nützliche im Auge haben, ohne Zweifel im Kampfe ums Dasein den Völkern überlegen sein, welche auf die Kunst soviel Kraft und Arbeit verwenden, wie die Kulturnationen. „Der Mensch hat einmal Gefallen am Schönen und der ästhetische Trieb fordert seine Befriedigung so gut, als jeder andere Trieb.“ (247). Ebenso sei auch das Gute und das Nützliche wohl von einander zu unterscheiden. Allerdings sei die Rechtsordnung nötig gewesen, um den Menschen zur Sittlichkeit zu bringen, aber letztere ist eine oft sehr nutzlose Gesinnung, nicht immer ein äußeres Verhalten. Wie weit Nützlichkeit und Sittlichkeit

von einander verschieden sind, zeige schon der Unterschied zwischen Macht und Recht, das Vorhandensein von sittlichen Konflikten, die Reue über Schändlichkeiten, die Selbstverurteilung etc. Ferner giebt es gar viele Tugenden, welche aus dem Nützlichkeitsprinzip sich gar nicht ableiten lassen, z. B. die Wahrheitsliebe. Auch das Wohlwollen, welches mit dem Wohlthun sich nicht immer deckt, ist oft nichts weniger als nützlich, sondern bringt geradezu nutzlose Leiden. Ja, Sittlichkeit ist dem Egoismus so sehr entgegengesetzt, daß jeder letzteren zu verdecken trachtet. Wenn man trotzdem beide zu identifizieren sucht durch einen Unterschied zwischen höherer, edler und niederer, gemeiner Lust, so setze eine solche Unterscheidung bereits eine absolute Moral voraus. Trotzdem giebt aber Verfasser, und nach seiner Meinung auch HERBART, zu, daß die sittliche Handlung wohlgefällig, lusterregend ist. Ja, das angenehme Gefühl der inneren Freiheit und Befriedigung lasse sich nur nach der absoluten Moral erklären, während nach dem Evolutionismus eine sittliche Handlung nur ein unangenehmer Gehorsam gegen die von außen aufgedrängten und durch fremde Erfahrungen Anderer als zweckmäßig bewährten moralischen Ideen sei. Auch eine Entwicklung der Moralität d. h. der Anwendung der moralischen Ideen räumt Verfasser ein. Mit Unrecht habe man HERBART vorgeworfen, daß seine moralischen Ideen etwas Fertiges, Angeborenes seien. Zuerst habe auch nach HERBART ein bellum omnium contra omnes, ein naturwüchsiger Eudämonismus geherrscht und erst allmählich ging das Unsittliche ins Sittliche über. Aber zunächst gehöre doch die Schilderung der Entwicklung des Ethischen in die Psychologie, nicht in die Ethik, welche eine beurteilende, nicht eine beschreibende Wissenschaft sei. Sodann aber sei noch nicht das Unsittliche, Egoistische wesensgleich dem Sittlichen, weil dieses aus jenem hervorging, ebenso wenig wie Liebe sich mit dem Geschlechtstribe decke, trotzdem jene diesen voraussetze. Auch ging ja der Egoismus nicht so ins Sittliche über, daß ersterer neben dem letzteren nicht mehr existiert. Man muß zwischen Moralität und Moral wohl unterscheiden, jene habe einen Entwicklungsgang, da die sittlichen Ideen insofern formal und relativ sind, als ihre Verwirklichung im einzelnen Falle Veränderungen unterworfen ist. Die sittlichen Ideen selbst aber sind das höchste und das notwendige Resultat des vollendeten Vorstellens, das unveränderlich ist, zumal da die vernünftige Natur des Menschen immer dieselbe bleibt.

Den meisten Anspruch auf Beifall und Zustimmung dürften unter diesen Ausführungen die Bemerkungen des Verfassers in Bezug auf die Tierpsychologie haben. In der That stiftet in dieser die anthropomorphe Deutung viel Schaden und Unheil an, so daß jeder Mahnruf zu einem vorsichtigen, nüchternen und vorurteilsfreien Studium der tierischen Bewegungen mit Freuden zu begrüßen ist. Und vielfach ist es dem Verfasser auch wirklich gelungen, in überzeugender Weise scheinbar vernünftige Handlungen oder ästhetische und sittliche Gefühle bei Tieren durch rein sinnesphysiologische Vorgänge zu erklären. Auch der Hinweis des Verfassers darauf, daß trotz der Annahme einer Entwicklung nicht die Wirkung gleich der Ursache ist, hat viel für sich. Trotzdem

scheint es mir aber fraglich, ob man von einer Entwicklung sprechen kann, wenn nicht alle Wirkungen der Anlage nach in der Ursache bereits vorhanden sind. Sonst kann man wohl von einer zeitlichen Aufeinanderfolge eines Zustandes auf einen anderen, aber nicht von einer Evolution jenes aus diesem reden. Der innige Zusammenhang zwischen dem Entwicklungsprozesse und der Kontinuität der Veränderungen ist vom Verfasser hierbei nicht berücksichtigt worden. Wie aber leicht ersichtlich ist, fällt und steht mit dieser Frage der eigentliche Zweck der ganzen Abhandlung, die Selbständigkeit der ästhetischen und sittlichen Gefühle. Diese zu erweisen ist bei aller Richtigkeit einzelner Ausführungen dem Verfasser nicht gelungen, wie man schon an den häufigen Zugeständnissen, die er an den Evolutionismus machen muß, erkennen kann. Ja, letztere sind mitunter so weitgehend, daß das Wesen der absoluten Moral fallen gelassen wird und der Streit gegen den Evolutionismus zu einem leeren Wortstreit wird. — Die einzelnen Thatsachen, die Verfasser gegen den Evolutionismus anführt, werden oft nach letzterem ihre Erklärung finden, wenn man an die vielfach bestätigte Thatsache denkt, daß das Mittel oft durch Gewohnheit und Übung zum Zwecke wird. So liefse sich z. B. nach dem Evolutionismus das nicht selten geradezu schädliche Wohlwollen, der sittliche Konflikt etc. erklären. Auch eine andere wichtige Thatsache hat Verfasser scheinbar übersehen, daß der sittliche Mensch ein in der und durch die Gesellschaft gewordenes Wesen ist. Infolgedessen fühlt er auch innere Zufriedenheit und Freiheit bei sittlichen Handlungen, denn die Sittengesetze haben sich nicht durch fremde Erfahrungen bewährt, sind nach dem Evolutionismus nicht von außen dem Einzelnen aufgedrängt, sondern sind aus der Entwicklung der ganzen Menschheit bzw. ganzer Völker oder Gesellschaftskreise hervorgegangen, denen auch die betreffende einzelne Person ihr äußeres wie inneres Sein verdankt. Es handelt sich bei der evolutionistischen Theorie nicht um die Entwicklung des Einzelnen, sondern der Gesellschaft. Allerdings gerät dann der Satz des Verfassers, daß das vernünftige Wesen des Menschen immer dasselbe bleibe, auch ins Schwanken, und das ist vielleicht eine Stütze für den Evolutionismus. — Auf alle Einzelheiten einzugehen, führte zu weit. Nur das sei noch bemerkt, daß allerdings die Einteilung in niedrigere und höhere Lustgefühle ein moralisches Prinzip voraussetzt, aber nur soweit es sich um die bewertenden Epitheta „niedriger“ und „höher“ handelt, nicht um den thatsächlichen Unterschied der beiden Lustarten. Letzterer aber kann die Grundlage für das Entstehen der Sittlichkeit gewesen sein. — Zum Schluß noch eine etwas äußerliche Bemerkung. Die Ausführungen des Verfassers leiden oft an allzu großer Ausführlichkeit und Breite, und wiederholen sich vielfach. Auch ist Verfasser der großen Gefahr, bei ethischen Untersuchungen in den moralisierenden Predigerton zu verfallen, nicht immer entgangen.

ARTHUR WRESCHNER (Berlin).